

Zur Person:

Burghard Strack wird am 24. Januar 1944 in Gollenhof/Pommern geboren. Nach Ende seiner Schulausbildung absolviert er eine Maurerlehre und arbeitet einige Jahre in diesem Beruf. Über sein Engagement in der Altenpflege findet er Zugang zum Roten Kreuz und wird dort zum Sanitäter und Rettungssanitäter ausgebildet. Viele Jahre fährt er als Rettungssanitäter und macht dieses Ehrenamt nach einem abgelegten Staatsexamen zu seinem Beruf. 29 Jahre ist er Bereitschaftsleiter und für viele Jahre auch Vorsitzender des Ortsvereins Kaltenkirchen. Nach der Gründung des Ortsvereins im Jahr 1960 wird dort eine Möbel- und eine Kleiderkammer sowie einen Blutspendedienst organisiert. Herr Strack ist zudem Zugführer im Katastrophenschutz und koordiniert so zum Beispiel auch Rettungs- und Hilfsmaßnahmen während des Schneewinters in Kaltenkirchen, nimmt aber auch an Übungen mit dem Norwegischen Roten Kreuz teil. 2011 erhält er die Ehrennadel des Landes Schleswig-Holstein.

Aus dem Interview:

Der Ortsverein wurde 1960 gegründet, wir waren aber vorher schon aktiv

Die erste Berührung mit dem Roten Kreuz hatte ich, als schon in jüngeren Jahren den Leiter eines Altersheimes kennenlernte, Herrn Zornig. Durch ihn habe ich alte Leute kennen gelernt und auch gelernt, diese zu pflegen. Da Herr Zornig auch Bereitschaftsleiter im Roten Kreuz war, bin ich zum Roten Kreuz gekommen. Dort habe ich Lehrgänge absolviert, um eine Sanitätsausbildung machen zu können und bin auch zum Rettungssanitäter ausgebildet worden. Jetzt bin ich Assistent. Der Ortsverein Kaltenkirchen wurde erst 1960 offiziell gegründet. Wir waren aber schon vorher tätig. Eine Schwesternschaft existierte auch, die können wir aber nicht nachweisen. Zu Beginn war ich Helfer, man konnte immer helfen, dann kurze Zeit Gruppenführer, aber ich war beruflich zu sehr eingespannt. Die Gründung des Ortsvereins haben wir in der Gaststätte Landhaus vollzogen. Unsere Vorsitzenden waren zum Beispiel Jupp Herdes und Frau Meding. Unser erster Vorsitzender war Doktor med. Hannendorf, der hatte das alles auch ins Laufen gebracht. Auch Herr Stiegemann vom Kreisverband Segeberg hat die Gründung sehr

unterstützt. Zunächst waren wir, glaube ich, fünf oder sechs Mitglieder. Wir waren von Anfang an eine Bereitschaft. Aber wir haben auch viele Jahre eine Kleider- und eine Möbelkammer geführt. Die Möbelkammer hat meine Frau, die Kleiderkammer haben andere Damen geleitet. Das war in den 1980er Jahren, in der Zeit, in der die ersten Flüchtlinge aus Russland kamen. Für sie haben wir Wohnungen eingerichtet, alles durch diese Kleider- und Möbelkammer. Für die Flüchtlinge gab Betreuer, die direkt für die Familien verantwortlich waren. Damit hatten wir nichts zu tun. Wir haben auch Sanitätsdienst geleistet, wie etwa während des Großfluktages in Kaltenkirchen. Dort haben wir während der Veranstaltung unser Zelt aufgebaut und standen bereit, falls es etwas passieren sollte. Gott sei Dank ist nichts passiert.

Zu Beginn unserer Arbeit im Ortsverein hatten wir mehrere Unterkünfte. Im Moment haben wir unser eigenes Heim, das wir uns selbst gebaut haben. Davor mussten wir öfter umziehen, so waren wir zum Beispiel in mehreren Schulen. Damals hatten wir auch noch kein Lager, jeder hatte seine Sanitätstasche und ist damit hingekommen. Wir wollten auch gern mal in diese Rettungswache einziehen, aber das hat sich erledigt, weil der Rettungsdienst nicht mehr beim Roten Kreuz liegt.

Die Leute hatten sonst keine Chance, die eigenen Verwandten wieder zu sehen.

1965 war ich dann in West-Berlin und habe dort 14 Tage lang mit dem Herrn Zornig Krankentransporte nach Ost-Berlin gefahren. Das war einschneidend. Der Landesverband Schleswig-Holstein hatte uns einen Krankenwagen gestellt. Aus jedem Bundesgebiet in der Bundesrepublik war ein Krankenwagen dabei, wir haben uns in Helmstedt getroffen und sind im Konvoi, begleitet, durch die DDR nach West-Berlin gefahren. Dort sind wir 14 Tage geblieben. Vom Roten Kreuz in Berlin haben wir eine Unterkunft und Verpflegung bekommen. Das war wunderbar. Herr Zornig und ich haben dann jeder einen anderen Wagen gefahren, dabei war immer ein Mitfahrer aus West-Berlin, der die Gegend kannte. Wir bekamen unsere Aufträge über Funk, das waren uralte Geräte. Wir standen immer direkt an der Grenze, da gab es so ein kleines Häuschen. Dann hieß es: Du musst da und da hin. Dann sind wir zu der genannten Adresse gefahren, haben die Person eingeladen und sie durch die Grenze

mit Kontrolle begleitet, im Durchschnitt dauerte das zwei Stunden. Dann waren wir im Osten, die Person ist ausgestiegen und wir mussten wieder zurück. Wir durften nicht dableiben. Abends sind wir wieder angerufen worden und haben die Person wieder abgeholt, die gleiche Prozedur zurück nochmal, mit der Person wieder zurück nach West-Berlin.

Die Leute hatten sonst keine Chance, die eigenen Verwandten wieder zu sehen. Das waren meist ältere Menschen, die wir gefahren haben. Die waren abends geschafft, weinten. Wenn die Leute hinfuhren, freuten sie sich immer, nur zurück war es ein bisschen deprimierend, dann kam die Erinnerung. Hoffentlich sehe ich sie dann nochmal wieder. Das war für mich, auch als junger Mann, sehr beeindruckend. Diese Aktion lief nur 14 Tage, mit einer Sondergenehmigung. Das wurde alles über das Land Schleswig-Holstein geregelt. Ein Herr Hempel, der im Landesverband Berlin tätig war, bedankte sich auch noch und ich habe auch einen Dankesbrief vom Innenminister erhalten, der an alle ging, die daran teilgenommen hatten.

Das war etwas Neues und wir haben das Essen selber gemacht

Noch im Jahr der Gründung des Ortsvereins haben wir den ersten Blutspendetermin organisiert. Unsere erste Vorsitzende war Konrektorin einer Schule und hat den Kontakt hergestellt. So habe ich, meine Frau und meine Tochter in den ganzen Jahren dort geholfen. Zu Beginn war das etwas Neues und wir haben das Essen selbst gemacht. Heute haben wir, Gott sei Dank, die Landfrauen Kaltenkirchen, die uns die Häppchen schmieren und fertig machen. Das schaffen wir sonst nicht. Ich kümmere mich auch noch um die Aufnahme der Spender in den Computer. Wir durften damals, als wir damit begonnen haben, nicht spritzen und keine Infusionen legen, ich hatte zwar meine Sanitätsausbildung, aber das war früher überhaupt nicht erlaubt. Heute ist das erlaubt. Deshalb haben wir meist in der Küche geholfen. Wir haben die Spender von der Liege zum Essen begleitet, da die Gefahr, dass ein Blutspender umkippt und auf den harten Boden knallt, groß war. Deshalb musste immer ein Sanitärer anwesend sein, eine Ärztin oder ein Arzt waren auch immer dabei. Früher hatten wir einen Termin für die Blutspende. Jetzt haben wir zum Beispiel

Termine bei der Firma Dodenhoff, einen Markt, bei dem Blutspende durchgeführt wird und die Feuerwehr. Dazu kommen die dreimal jährlich öffentlich durchgeführten Blutspendeaktionen. Das sind dann sechs Termine in Kaltenkirchen im Jahr, zu denen immer um die 40, 50 Leute kommen.

Den Krankenwagen vom Landesverband haben wir etliche Jahre gefahren

Als das Land Schleswig-Holstein uns einen Krankenwagen zur Verfügung stellte, habe ich diesen mit zwei anderen besetzt. Wir haben übernommen, was dann kam. So wurden wir an der B 404 in Schleswig-Holstein, an einer Kreuzung eingesetzt. Dort haben wir den ganzen Tag Sanitätsdienst gemacht, wenn etwas passiert war. Den Krankenwagen vom Landesverband haben wir etliche Jahre gefahren, auch zu Sanitätsdiensten haben wir ihn immer benutzt, wenn Volksfeste oder Musikfeste waren. Der Wagen war mit vier Tragen und Sanitätsmaterial ausgestattet. Es war aber kein Arztmaterial vorhanden, nur Beatmung. Das war natürlich eng für eine Versorgung. Entweder baute man von vier Tragen auf zwei Tragen um, so dass an einer Seite Personal sitzen konnte und auf der anderen Seite der Patient. Trotzdem war der Zwischenraum zwischen den beiden Tragen sehr, sehr schmal. Zum Schluss wurden alle drei ausgebaut und nur eine belassen, da meist sowieso nicht mehr als ein Patient transportiert und behandelt werden konnte. Die Tendenz ging von dem Transport zur Behandlung. Heute fährt ein Rettungswagen oder Notarztwagen nicht sofort los, der Patient wird erst transportfähig gemacht. Das war früher nicht so. Rein, los.

Das ist ein von Porsche entwickelter Aufbau-Krankenwagen, den man im Hubschrauber mitnehmen kann

1979, nach meinem Staatsexamen, bin ich in den Rettungsdienst eingestiegen und war dann hauptberuflich Krankenwagenfahrer. Der Rettungsdienst hatte seine eigenen Autos und Angestellte, die von dieser Unterkunft aus den Rettungsdienst hier in Kaltenkirchen gefahren sind.

Ich hatte das seltene Glück, von der Bundesregierung ein Projekt zu begleiten, das

SAVE hieß. Das ist ein von Porsche entwickelter Aufbau-Krankenwagen, den man mit dem Hubschrauber ausklinken kann und im Hubschrauber mitnehmen kann. Den haben wir in Kaltenkirchen gefahren. Das ist ein Fahrzeug, wie man es heute kennt, nur dass der Aufbau ausgeklinkt und unter einen Hubschrauber angebracht werden konnte, während der Patient drinnen lag. Das ist nur nie realisiert worden. Der Wagen bestand aus sehr viel Kunststoff, ich durfte ihn begleiten, weil die Björn-Steiger-Stiftung dahinter stand. Wir sind diesen Wagen zwar gefahren, haben ihn nur nicht mit dem Hubschrauber genutzt.

Wenn ich diese Kameradschaft nicht hätte, könnte man so etwas gar nicht machen

Seit 2011 war ich für zwei Jahre in Wacken dabei, heute fahre ich nur noch hin, bin aber nicht mehr verantwortlich. Das waren 500 Helfer, die müssen eingeteilt werden. Aber man konnte sich auf die Kameraden verlassen, wenn ich diese Kameradschaft nicht hätte, könnte man so etwas gar nicht machen. Das muss sein. Man muss sich blind aufeinander verlassen können.

Für das Großereignis Wacken gibt es eine Ausschreibung im Internet. Dort kann sich jeder mit einer bestimmten Ausbildung bewerben. Wenn alle eingeteilt sind, gibt es den Dienstplan, auch per Internet. Dann weiß jeder, von wann bis wann er Schicht und wo er die Schicht hat. Außerdem gibt es die Küche, die wir auch gestalten mit Essen, Frühstück, Mittag und Abendbrot. Tag und Nacht. Die Zusammenarbeit mit dem hauptamtlichen Sektor klappte hervorragend, auch mit den anderen Rot-Kreuzlern. Ich persönlich habe ab und zu Schwierigkeiten, wenn ein Bayer bayrisch spricht, aber die bringen das so gut heraus, dass das immer locker ist. Man kann auch teilweise darüber lachen, weil sie auch impulsmäßig was anderes reinbringen als wir Norddeutschen und wenn dann alle so zusammen sind, ist das sehr interessant, Sprüche werden da gemacht. Es ist wirklich gut. Auch mit den Ärzten haben wir sehr gut zusammengearbeitet. Die Ärzte arbeiten eng mit den Sanitätern zusammen, das ist ein Raum. Da gibt es kein hoch oder tief oder ich bin was Besonderes und das bei 500 Leuten. Die Arbeit in Wacken ist ehrenamtlich. Hauptamtliche gibt es auch, aber

die haben eine eigene Station. Auch mit diesen arbeiten wir zusammen, sie haben aber eine eigene Leitstelle. Wir haben unseren Einsatzleiter und den Obereinsatzleiter, der mit den Veranstaltern sprechen muss. Integriert in die Arbeit unseres Ortsvereins in Wacken sind auch ASB, DLRG und THW. Alle sind mit dabei. Wir waren mit der Bereitschaft auch bei vielen anderen Veranstaltungen als Sanitätsdienst dabei. Angefangen beim Sportplatz, bei allen Musikveranstaltungen, allen Stadtpark-Veranstaltungen, alle Jubiläen. Ich war 29 Jahre Bereitschaftsleiter. Ich war verantwortlich für die gesamte Bereitschaft und habe von Lehrgängen, Dienstabenden, Übungen alles ausgearbeitet. Das war mein Lebensinhalt. Wenn ich jetzt überlege, dass die 40 Leute sind, die aktiv, aber wirklich aktiv, arbeiten, ist das ein ganz schöner Haufen. Ehrenamtlich, nicht hauptamtlich, alles ehrenamtlich.

Durch Eis kommt keine Luft.

Mich persönlich haben die Lehrgänge beeindruckt, die wir im Austausch mit dem Norwegischen Roten Kreuz durchgeführt haben. Die Norweger hatten aus dem Kontakt zwischen dem Kreisverband Segeberg und dem Norwegischen Roten Kreuz-Verband Telemark zu Übungen eingeladen. Wir sind dort zum Beispiel einmal nachts an einem großen Berg angekommen, dessen Spitze voller Schnee war. Da gab es noch Holzbaracken von der Wehrmacht, aus dem Krieg, die sich wegen der trockenen Luft so gut gehalten hatten. Dort habe ich eine Nacht übernachtet und durfte dazu Ölzeug anziehen, Hemd, Hose, aber aus Öl, festes Öl, so dass man nicht friert. Dann durften wir zur Spitze, dort haben wir eine Schneehöhle ausgegraben. Ich dachte, nun haben wir das geschafft, jetzt fahren wir wieder nach unten. Aber ich musste in der Schneehöhle übernachten. Das war ein bisschen brenzlich, für mich jedenfalls, ich kannte das nicht. Am nächsten Morgen mussten wir die Schneehöhle aber gleich wieder zerstören, weil durch unsere Atemluft innen eine Eisschicht entstanden war und dann kann man darin nicht mehr atmen. Durch Eis kommt keine Luft. Da man wegen der Löcher im Schnee dort oben nicht laufen, haben wir nur Schneeskier benutzt.

Die Zusammenarbeit mit dem Norwegischen Roten Kreuz kam durch den

Kreisverband zustande. Sie haben jemanden gesucht, der Zeit hat und Urlaub nehmen konnte. Bei dem Austausch waren auch noch der andere dabei und wir sind dann gemeinsam mit einem VW-Bus, den habe ich gefahren habe, dorthin gefahren. Die Zusammenarbeit vor Ort war etwas schwierig, weil wir die Norweger nicht verstehen konnten. Wir haben uns mit Händen und Füßen unterhalten. Aber zum Schluss haben wir richtig Freundschaft geschlossen. Mit dem Leiter dort hatte ich zehn Jahre lang noch Kontakt gehabt und bin immer mit dem Motorrad nach Norwegen gefahren.

Es gab dort auch eine zweite Übung in einem riesigen Steinbruch, in dem Schiefer gewonnen wurde. Dort lagen Kantsteine, Brocken herum. Wir bekamen Helme und durften mit hinunter in den Steinbruch und uns das ansehen. Das war eine Verletztenübung, mit allem Drum und Dran, mit Krankenwagen, aber ohne Hubschrauber und wir mussten die Leute, die dort unter den Steinen lagen, retten. Es wurden Bagger geholt, der Stein entsprechend festgebunden und dann lag darunter jemand, der gesichert war und Sauerstoff dabei hatte. Eine Gefahr war nicht gegeben, aber wir durften nur zusehen und selbst keine Hand anlegen. Auch die norwegischen Krankenwagen haben wir kennengelernt. Das waren drei, vier Tage, das war schön, super.

Wenn es irgendwo einen Notruf gab, sind wir damit hingefahren.

Als Zugführer im Katastrophenschutz war ich für die Feldküche zuständig. Ich hatte Unterführer, die kochen konnten und habe nur die Organisation übernommen. Das haben wir etliche Jahre gemacht, auch im Schneewinter. Als Zugführer wurde ich in Bad Bramstedt eingesetzt, da war die Autobahn dicht geschneit. Wir haben unseren Feldkoch mit Plastikessen bestückt, das war in Plastik eingeschweißt und das haben wir heiß gemacht. Ich saß in einem Zimmer im Jugendzentrum in Bad Bramstedt mit einem Funkgerät, mit allem Drum und Dran, um die Einsätze zu koordinieren, ohne zu sehen, wo sie sind. Die anderen waren mit dem LKW, mit dem Feldkoch, zur Autobahn gefahren und haben von der Brücke runter die Menschen mit Essen und Trinken versorgt, das hat Stunden gedauert und anschließend bin ich wieder zum Dienst

gegangen.

Durch den Schnee sind wir mit dem LKW nach Bad Bramstedt gekommen. Es wurde geschoben und gemacht, bis man zur Brücke kam. Das war der ehrenamtliche Teil, der hauptamtliche bestand darin, dass wir mit einem anderen LKW Patiententransporte durchgeführt haben, nicht mit dem Krankenwagen, sondern mit dem großen LKW, um durch die Schneewehen zu kommen. Das wurde dann nachher so schlimm, dass auch der nicht mehr durchkam. Wir hatten so einen Panzerspähwagen von der Bundeswehr vor der Wache, aber das ging nicht, da dröhnte ja alles. Am häufigsten sind wir damit gefahren, um zum Patienten zu kommen. Wenn es irgendwo einen Notruf gab, sind wir damit hingefahren. Die große Gefahr war, dass man etwas kaputfährt, da man ja wegen der Schneewehen nichts sah. Es musste auch jedes Mal geguckt werden, wie komme ich dahin, was muss ich mitnehmen, ich kann ja keinen ganzen Krankenwagen in so einen Panzer reinpacken. Der Panzerwagen war ein Panzerspähwagen, ohne Kanone. Es musste entschieden werden, wer mitgenommen und wer vor Ort versorgt werden konnte. Das wurde dann anders entschieden als sonst üblich.

Ich kann mich erinnern, dass der Arzt einen Patienten am Telefon hatte, der Hilfe brauchte und wir haben ihm am Telefon gesagt, was er machen soll, welches Material er nehmen soll, wie er seinen Arm schienen soll, solange, bis er gerettet wird. Zum Schluss habe ich dann den Notarzt unter dem Rednerpult schlafen sehen, weil er gar nicht mehr nach Hause kam. Eine Hebamme sollten wir auch fahren, das ging nicht. Geburten mussten so ablaufen. Man kam nicht mehr hin. Es war Gott sei Dank nur kurze Zeit, aber die Schneewehen waren so hoch, da gab es kein Durchkommen. Und das war gleich meine Feuertaufe als Sanitäter, als ich meine Krankenpflegerausbildung abgeschlossen hatte.

Es dauerte ungefähr eine Woche, bis sich der Schnee so ganz langsam auflöste. Dann kamen die berühmten Sammeltransporte vom Krankenhaus, weil die Leute ja teilweise gesund waren, aber nicht mehr nach Hause kamen. Deshalb haben wir Sammeltransporte mit dem LKW oder Transporter durchgeführt und sind über die Dörfer gefahren, um die Patienten nach Hause zu bringen. Manchmal kamen wir nicht

durch und dann mussten wir einen anderen Weg suchen. Es war anstrengend, aber es war ein Erlebnis.

Der Katastrophenschutz kümmerte sich auch um die DDR-Flüchtlinge. Ich war in Lübeck dabei. Weil ich in Segeberg in der Leitstelle saß, bin ich gleich nach Lübeck gefahren in diese Unterkünfte und habe die Flüchtlinge mit registriert und ihre Bedürfnisse vermerkt. Das habe ich gemacht und meine Frau war draußen am Bahnhof und hat sie empfangen. Wir haben sie dann in die Kasernen weitertransportiert und uns um die Ausgaben der notwendigen Alltagsartikel gekümmert. So gab es zum Beispiel für das Zähneputzen eine einmalige Einwegbürste. Den Rest mussten sie sich kaufen. Einmal haben wir eine Mutter gesucht, ich hatte das Kind auf dem Arm, sie wurde gefunden, aber es war alles schon ein bisschen chaotisch, aber chaotisch-geregelt. Es ging ja alles gut.